

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Ein kleiner Junge stiehlt ein Keilschrifttäfelchen aus dem Museum von Bagdad. Monate danach erschüttert eine brutale Mordserie Israel. Die Opfer sind allesamt Archäologen und Historiker – jene, die um die Geheimnisse der Vergangenheit wissen. Gibt es ein mörderisches Komplott, das zur Eskalation im Nahen Osten führen könnte? Washington schickt Starverhandlerin Maggie Costello nach Jerusalem. Bald muss sie erkennen, dass sie in ein Netz widerstreitender Interessen geraten ist und von allen Seiten bedroht wird. Unbeirrbar jagt Maggie einer Spur nach, die zu uralten Schrifttafeln und zum letzten Willen Abrahams führt. Die Wahrheit kann Frieden bringen – oder Krieg auslösen ...

»Ein temporeiches Lesevergnügen, in dem die Spannung gekonnt eingesetzt und klug gesteigert wird. Verlässlich recherchiert, geradlinig und höchst unterhaltsam. Mit ›Die Gerechten‹ und ›Das letzte Testament‹ ist Sam Bourne in Großbritannien der bestverkaufte Autor des Jahres.« *The Observer*

Sam Bourne ist das Pseudonym für Jonathan Freeland (Jahrgang 1967). Der mehrfach ausgezeichnete Journalist ist Kolumnist beim »Guardian« in London und war für diese Zeitung auch Korrespondent in Washington. Seit fast zwanzig Jahren berichtet er über Nahost-Themen. Mit seinen Thrillern »Die Gerechten« und »Das letzte Testament« stand er in England jeweils an der Spitze der Bestsellerliste. Sein neuer Roman »Tag der Abrechnung« liegt im Scherz Verlag vor. Er lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in London.

Unsere Adresse im Internet: www.fischerverlage.de

Sam Bourne

Das letzte Testament

Thriller

Aus dem Englischen von
Rainer Schmidt

Fischer Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Mai 2010

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Scherz Verlages,
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main

Die Originalausgabe erschien 2007
unter dem Titel »The Last Testament«
im Verlag HarperCollins, London

© Jonathan Freedland 2007

Für die deutsche Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2008

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-17897-1

Kapitel 1

TEL AVIV, SAMSTAGABEND, MEHRERE JAHRE SPÄTER

Die übliche Meute war gekommen: die Hardcore-Linken, die Männer, die ein Jahr durch Indien gereist waren und sich die Haare hatten lang wachsen lassen, und die Mädchen mit den Diamantsteckern in den Nasenflügeln – die Leute, die immer zu diesen samstagabendlichen Versammlungen kamen. Sie würden die vertrauten Lieder singen – *Shir l'shalom*, das Lied für den Frieden – und die bekannten Requisiten bei sich tragen: die Kerzen hinter der gewölbten Hand oder die Porträts des Mannes selbst, Yitzhak Rabins, des ermordeten Helden, der diesem heiligen Boden so viele Jahre zuvor seinen Namen gegeben hatte. Sie würden den inneren Zirkel auf dem Rabin-Platz bilden, ob sie nun Handzettel und Autoaufkleber verteilten oder leise Gitarre spielten und die Klänge in die warme, abendliche Mittelmeerluft wehen ließen.

Außerhalb dieses harten Kerns waren neuere, weniger vertraute Gesichter. Für die Veteranen dieser Friedenskundgebungen boten die Reihen der *Mizrachim* den überraschendsten Anblick: nordafrikanische Juden der Arbeiterklasse, die aus einigen der ärmsten Städte Israels hierhergekommen waren. Als israelische Wähler gehörten sie eigentlich zu den konservativen Hardlinern: »Wir kennen die Araber«, sagten sie gerne und bezogen sich dabei auf ihre marokkanische, tunesische oder irakische Herkunft. »Wir wissen, wie sie wirklich sind.« Sie waren hart und ständig misstrauisch gegenüber den palästinensischen Nach-

barn Israels, und die meisten hatten den Linken, die auf solchen Kundgebungen auftauchen, lange Zeit nur Verachtung entgegengebracht. Aber jetzt waren sie hier.

Die Fernsehkameras – israelisches Fernsehen, BBC, CNN und alle anderen großen internationalen TV-Anstalten – schwenkten über die Menge hinweg und richteten sich auf Gesichter, die man hier nicht erwartet hätte, und auf Transparente in russischer Sprache, hochgehalten von Immigranten aus der alten Sowjetunion, die ebenfalls ein traditionelles Hardliner-Reservoir darstellten. Ein NBC-Kameramann fand eine Einstellung, die seinen Regisseur vor Aufregung jauchzen ließ: Ein Mann mit einer Kippa, der von religiösen Juden getragenen Schädelkappe, stand neben einer schwarzen, äthiopischstämmigen Frau, und das Licht der Kerze in den Händen der Frau beleuchtete ihre beiden Gesichter.

Ein paar Reihen hinter ihnen, von der Kamera unbemerkt, stand ein älterer Mann. Er lächelte nicht, und sein Gesicht wirkte entschlossen und angespannt. Seine Hand tastete unter die Jacke: Es war noch da.

Auf der behelfsmäßig errichteten Plattform stand eine Reihe von Reportern, die ihrem Publikum überall auf der Welt die Szene beschrieben. Ein amerikanischer Korrespondent tönte lauter als alle andern.

Wir melden uns aus Tel Aviv – an einem, wie es heißt, historischen Abend für Israelis und Palästinenser. In wenigen Tagen werden die politischen Führer dieser beiden Völker in Washington im Weißen Haus zusammenkommen, um eine Vereinbarung zu unterzeichnen, die einen seit mehr als hundert Jahren andauernden Konflikt endlich zum Abschluss bringen soll. Zur Stunde verhandeln beide Seiten hinter verschlossenen Türen in Jerusalem über das Kleingedruckte eines Friedensabkommens.

Aber heute Abend verlagert sich das Geschehen hierher nach Tel Aviv. Der israelische Premierminister hat zu einer Kundgebung unter dem Motto »Ken l'Shalom – Ja zum Frieden« aufgerufen – ein politischer Schach-

zug, der der ganzen Welt und den Zweiflern im eigenen Lande zeigen soll, dass er die nötige Unterstützung besitzt, um eine Vereinbarung mit den historischen Feinden Israels zu schließen.

Nun gibt es erboste militante Gegner, die behaupten, er habe kein Recht, Kompromisse zu schließen, wie sie heute Abend wohl am Verhandlungstisch erörtert werden – er habe kein Recht, das Westjordanland zurückzugeben, kein Recht, jüdische Siedlungen in den besetzten Territorien abzureißen, und vor allem kein Recht, Jerusalem zu teilen. Das nämlich, Tina, ist der größte Stolperstein. Israel hat bisher darauf bestanden, dass Jerusalem seine Hauptstadt bleiben müsse – eine ungeteilte Stadt in alle Ewigkeit. Für die Gegner des Premierministers ist das die Heilige Schrift, und gegen sie will er verstoßen. Aber warten Sie, Tina – ich glaube, ein israelisches Regierungsmitglied ist soeben eingetroffen ...»

Es ging wie ein elektrischer Stromstoß durch die Menge. Tausende wandten sich der Bühne zu. Mit federndem Schritt trat der Vizepremier vor das Mikrofon. Er kündigte den Ministerpräsidenten an, ratterte seine Erfolge herunter, pries ihn als Mann des Friedens und streckte dann den rechten Arm aus, um ihn auf die Bühne zu bitten.

Und als er erschien, explodierte die riesige Menge. An die dreihunderttausend Menschen klatschten, trampelten und jubelten Beifall. Nicht ihre Liebe zu ihm brachten sie hier zum Ausdruck, sondern Liebe zu dem, was er tun wollte – was nach allgemeiner Übereinstimmung nur er tun konnte. Niemand sonst besaß die Glaubwürdigkeit, die erforderlichen Opfer zu bringen. In nur wenigen Tagen, hofften sie, würde er den Konflikt beenden, der das Leben jedes Einzelnen hier geprägt hatte.

Er war fast siebzig und bekannt als Held aus vier israelischen Kriegen. Die Orden, die er besaß, hätten auf seiner Brust keinen Platz gefunden. So war das einzige militärische Ehrenzeichen, das er trug, ein ausgeprägtes Hinken des rechten Beins. Er war seit zwanzig Jahren in der Politik, aber noch heute dachte er wie ein Soldat. Die Presse hatte ihn immer als Falken beschrieben,

ewig skeptisch gegen die Friedensfreunde und ihre Pläne. Aber heute war die Lage anders, dachte er bei sich. Es gab eine Chance.

»Wir sind müde«, begann er, und die Massen verstummten. »Wir sind es müde, jeden Tag zu kämpfen, müde, die Soldatenuniform zu tragen, müde, unsere Kinder, Jungen wie Mädchen, Waffen tragen und Panzer fahren zu lassen, sobald sie die Schule hinter sich haben. Wir kämpfen und kämpfen und kämpfen, aber wir sind müde. Wir sind es müde, über ein anderes Volk zu herrschen, das niemals von uns beherrscht werden wollte.«

Während er sprach, drängte sich der Mann, der als Einziger nicht lächelte, schwer atmend durch die Menge. »*Slicha*«, sagte er jedes Mal, wenn er entschlossen eine Schulter oder einen Arm zur Seite schob. *Verzeihung*.

Sein Haar war silbergrau, seine Brust gewölbt; er war ungefähr so alt wie der Ministerpräsident. Es strengte ihn an, sich durch das Gedränge zu zwingen. Sein Hemdkragen war dunkel vom Schweiß. Er sah aus wie jemand, der unbedingt einen Zug noch erreichen wollte.

Er war jetzt beinahe vorn und drängte immer noch weiter. Der Sicherheitspolizist in Zivil in der dritten Reihe war der Erste, der ihn bemerkte, und sofort flüsterte er eine Nachricht in das Mikrofon in seinem Ärmel. Damit alarmierte er die Sicherheitskräfte, die das Podium abschirmten, und die Männer betrachteten prüfend die Gesichter vor ihnen. Im Handumdrehen hatten sie ihn entdeckt. Er versuchte gar nicht, unauffällig auszusehen.

Inzwischen war der Zivilpolizist nur noch zwei Schritte von ihm entfernt. »*Adoni, adoni*«, rief er. *Mein Herr!* Dann erkannte er ihn. »Herr Guttman«, rief er. »Herr Guttman, bitte!« Die Leute ringsumher drehten sich um. Auch sie erkannten ihn. Professor Shimon Guttman, Wissenschaftler und Visionär, oder Aufschneider und rechtsradikaler Hetzer – das kam jeweils auf den Standpunkt an. Er war ein Dauergast im Fernsehen und in den Talkshows im Radio. Vor ein paar Jahren hatte er sich einen Namen gemacht, als Israel aus dem Gaza-Streifen abge-

zogen war; er hatte aus Protest in einer jüdischen Siedlung auf einem Dach campiert: Es sei ein Verbrechen, erklärte er, wenn israelische Soldaten das Land an »arabische Terroristen, Diebe und Mörder« zurückgäben.

Er marschierte weiter und drängte sich an einer Mutter vorbei, die ihr Kind auf den Schultern trug.

»Mein Herr, bleiben Sie sofort stehen!«, rief der Sicherheitsmann.

Guttman ignorierte ihn.

Der Agent setzte sich in Bewegung und schob sich durch eine kleine Gruppe von Teenagern. Er überlegte, ob er die Waffe ziehen sollte, aber das wäre nicht gut: Er würde eine Panik auslösen. Er rief noch einmal, aber seine Stimme ertrank im anhaltenden Applaus.

»Wir lieben die Palästinenser nicht, und sie lieben uns nicht«, sagte der Ministerpräsident. »Wir werden es nie tun, und sie werden es nie tun ...«

Der Agent war immer noch drei Reihen weit von Guttman entfernt, der weiter auf das Podium zudrängte. Er verringerte den Abstand und war bald dicht hinter dem älteren Mann. Mit weit ausgestrecktem Arm hätte er ihn ergreifen können. Aber die Menschen standen hier noch dichter beieinander, und das Durchkommen war umso schwerer. Der Agent reckte sich auf die Zehenspitzen und beugte sich vor, aber seine Hand streifte nur leicht die Schulter des Mannes.

Guttman war jetzt in Rufweite der Bühne. Er schaute hinauf zum Ministerpräsidenten, der eben zum Höhepunkt seiner Rede kam.

»Kobi!«, schrie er und rief ihn bei einem lange vergessenen Spitznamen. »Kobi!« Seine Augen traten hervor, und er war rot im Gesicht.

Sicherheitsagenten drängten jetzt paarweise von beiden Seiten heran, und auch der Erste hatte die Verfolgung noch nicht aufgegeben. Sie waren bereit, sich auf ihn zu stürzen und ihn zu

Boden zu drücken, wie sie es gelernt hatten, als ein weiterer Agent, der rechts neben der Bühne stand, die plötzliche Bewegung bemerkte. Vielleicht war es nur eine Welle in der Menge, das war unmöglich genau zu erkennen, aber Guttman, der den Ministerpräsidenten immer noch wie besessen anstarrte, schien in seine Jacke zu greifen.

Der erste Schuss ging geradewegs in den Kopf, wie sie es alle hundertmal geübt hatten. Es musste der Kopf sein, damit die augenblickliche Lähmung sichergestellt war: kein Muskelreflex, der die Bombe eines Selbstmordattentäters zünden konnte, keine letzten Sekunden des Lebens, in denen ein Verdächtiger abdrücken könnte. Die Leibwache sah zu, wie der silberhaarige Kopf Gutmans aufplatzte wie eine Wassermelone und die Leute ringsum mit Gehirn und Blut bespritzt wurden.

Innerhalb von Sekunden hatte man den Ministerpräsidenten von der Bühne geschafft und in einem Ring von Sicherheitsleuten zum Wagen gebracht. Die Menge, die noch dreißig Sekunden zuvor gejubelt und geklatscht hatte, geriet jetzt in Panik. In den vorderen Reihen hörte man Schreie, als die Leute vor dem schrecklichen Anblick des Toten die Flucht ergreifen wollten. Polizisten versuchten, mit den Armen einen Kordon um die Leiche zu bilden, aber in dem Gedränge war das fast unmöglich. Schreiende Menschen suchten in kopfloser Verzweiflung nach einem Fluchtweg.

Zwei ranghohe Offiziere der Militäreskorte des Ministerpräsidenten kämpften sich durch die Menge auf die Polizisten zu, entschlossen, zu dem mutmaßlichen Attentäter durchzudringen. Einer ließ eine Dienstmarke aufblitzen und duckte sich unter den ausgestreckten Armen der Polizisten hindurch in den Ring, der sich um den Toten gebildet hatte.

Vom Kopf des Mannes war zu wenig übrig, um ihn noch zu erkennen, aber der Körper war unverletzt. Er lag mit dem Gesicht nach unten, und der Offizier drehte den leblosen Körper um. Dann wurde er bleich.

Es war nicht der zerschmetterte Schädelknochen oder die tiefen Augenhöhlen; so etwas hatte er schon oft gesehen. Es waren die Hände des Toten – besser gesagt, seine rechte Hand. Sie war immer noch zur Faust geballt, aber die Finger umklammernten keine Pistole, sondern ein Blatt Papier, das jetzt blutgetränkt war. Der Mann hatte keine Waffe herausgezogen, sondern eine Mitteilung. Shimon Guttman hatte nicht vorgehabt, den Ministerpräsidenten zu töten. Er hatte ihm etwas sagen wollen.